



# Feierabend



## Wettschwimmen auf der Donau.

Von Donat Istrati.

Es ist selbstverständlich, daß wir, Kinder der großen Donau, wie die Fische schwimmen konnten. Auch das gehört zu meinen schönsten Erinnerungen, reich an Licht, Ungebundenheit und qualvollem Kummer.

Holla! Uebersäumendes Leben! Donau, Wonne unserer Herzen!

Wir alle schwammen. Aber das keine Wort „schwimmen“ will wenig besagen. Gibt es in Braila einen Jungen, der nicht kühn genug wäre, um die Durchquerung der Donau zwischen Ratagaz und Gerschet versucht zu haben? Wahrhaftig keine Kleinigkeit, diese Durchquerung!

Doch den Fluß zu bezwingen — unter Ausnutzung der fünf bekannten Schwimmarten: auf Hundart, auf Froschart, auf dem Rücken, Brauourschwimmen und Wasser-treten — und wenn die Fehlschwimmer den Schlammboden am anderen Ufer berührt haben, sofort wieder zurückschwimmen — das bekam nicht jeder fertig! Das ist's, was von allen angestrebt wurde und besonders von der jungen Welt! Und so forderte zu jeder Jahreszeit die große Donau mit gierigen Händen unbarbarisch ihre Opfer, mit Vorliebe unter den Kleinen, die sich ihr leidenschaftlich in die Arme werfen.

Man sah Magere, Mollige, Blonde, Braune, Schwarze mit großen Augen und langen Wimpern, die sich niemals mehr öffnen sollten, um die Sonne, das Licht und die heimtückische Donau zu erschauen und die liebeverheißenden Schönen, die sie stierend an irgendeiner vom gleichgültigen Schicksal erwählten Stranede erwarteten.

Diese kleinen Körper, von Polenia genährt und brennenden Wünschen, zog man aus dem Fluß. Manchmal noch warat, manchmal blau angelassen, manchmal von Krebsen angefressen. Mütter, Verzweiflung im zerwühlten Gesicht, Schwefelern, von ihren trunkenen Männern mißhandelt, fanden sich immer am Ufer, um mit ihren Umarmungen den leblosen Körpern derer wieder Wärme zu geben, die der Donau das höchste Liebesopfer dargebracht hatten.

Es kam auch zum größten Jubel der Freunde und selbst der schlimmsten Feinde vor, daß sich ein Schlingel noch gerettet wurde. Man ergriff ihn, wenn er „zum dritten Male an die Oberfläche kam“, an den Haaren und trug ihn, unterm Arm wie ein

Paket, ans Ufer. Dort packte ihn ein kräftiger Burche an den Füßen, stellte ihn auf den Kopf und schüttelte ihn so lange, bis alles Wasser aus Mund und Nase herausgelaufen war. Dem Leben wiedergewonnen, fragte ein jeder:

„Wo bin ich? Was ist geschehen?“  
„Deinase hättest du die Donau durchschwommen,“ erwiderte man ihm.

Ja, wir schwammen alle. Die Hälfte unseres Lebens verbrachten wir im Wasser; Männer und Knaben an einer Stelle, Frauen und Mädchen einige hundert Schritte abseits. Nerrantjousla nur war mutig genug, sich zwischen die Jungen zu mischen und mit ihnen zu schwimmen. Sie konnte weder die Frauen noch die Mädchen leiden.

Nach manchem vergeblichen Versuch, mich mit Epaminondas auszuföhnen, fand sie mich an einem schönen Septembertage im Schatten einer Weide und sagte:

„Halla Epaminondas dich zum Hin- und Zurückschwimmen herausfordert, nimm nicht an. Er kann es schaffen, du aber wirst dabei ertrinken. Und das will er nur.“

Ich schwieg, denn im Grunde hätte ich gern bewiesen, daß ich für sie zu sterben bereit sei.

Hatte sie es begriffen? Wie sollte ich es ihr anders beweisen? Auf jeden Fall war ihre Zärtlichkeit zu mir auffallend. Von dem Augenblick an, da sie kam, mich offen zu warren, schien sich etwas Tüdisches im Kopfe des Epaminondas vorzubereiten.

Er sah uns miteinander sprechen und riß mich aus aller Unschlüssigkeit. Er trat an mich heran, sehr bleich und mit Schmerzverzerrtem Gesicht.

„Du weißt es, Marco: einer von uns beiden ist zu viel an Nerrantjouslas Seite. Willst du die Donau wählen lassen?“

„Auf der Stelle, Epaminondas. Ich denke genau wie du.“

Nerrantjousla ließ den Kopf sinken und biß sich auf die schönen Lippen, die ich wohl niemals „so wie die Großen“ küssen sollte.

„Ich begleite euch!“ sagte sie und sah uns dabei böse an.

Es klang wie ein Befehl. Schweigend stimmten wir zu. Schnell umschlang ich ihren Hals mit meinen Armen und gab ihr einen Kuß „wie die Großen“. Ein unvergänglich glühendes Mal nahm ich mit auf den Weg,

und mit einem Stoppfprung verschwand ich im Wasser.

Es stand für mich fest, daß ich auf dem Rückweg ertrinken würde. Deshalb war ich anfangs gelassen. Immer ist man gelassen, solange man noch eine schwache Lebenshoffnung hat.

Niemals habe ich erfahren, was sich zwischen ihr und ihm abspielte, nachdem ich im Wasser verschwunden war. Beim Auftauchen sah ich Epaminondas wenige Meter hinter mir her schwimmen, aber in der letzten Minute entdeckte ich noch etwas anderes: ich sah, wie Nerrantjousla einem der Kinder eine Schweinsblase, mit der man schwimmen lernt, aus der Hand nahm. Schnell hatte sie die Luft herausgedrückt und sie in ihrem Trikot verborgen. Kurz danach glitten wir drei ruhig über den schimmernden Spiegel des Flusses dahin.

Man hätte uns für drei gute Kameraden auf einer Vergnügungstour halten können, obwohl es um Tod oder Leben ging. Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als ich daran dachte.

Epaminondas, von meinem Untergang überzeugt, war ernst wie ein Fenster. Erst viel später erfuhr ich, daß er man Schwimmen voll Entsetzen an die Straßen des Jenseits dachte. Er wollte mich morden, und im Jenseits wird dieses Verbrechen mit ewigen Höllenqualen vergolten. Hin- und hergeschleudert zwischen seinem Verlangen, mich aus der Welt zu schaffen, und seiner Sorge um einen Platz im Paradies, schwamm Epaminondas töe in siedendem Wasser. Er rollte, einem Fasse gleich, wechselte fortwährend die Schwimmart, schaute verzweifelt zum Himmel und spuckte Feuer und Flamme. Ich verstand ihn nicht.

Viel weniger noch begriff ich, was in Nerrantjousla vorging. Sie, mit den Muskeln eines jungen Athleten, kam, auf dem Rücken schwimmend, viel schneller von der Stelle als wir, die wir mit großen Armbewegungen vorwärts strebten. Aber plötzlich verlangsamte sie ihr Tempo und ließ sich von Epaminondas überholen; sie machte mir bei meinem Herannahen allerhand Grimassen und zeigte mir verstoßen die entleerte Schweinsblase.

Aus ihren Grimassen, die mich aufmuntern sollten, glaubte ich Vorwürfe darüber

zu lesen, daß ich die Herausforderung angenommen und mich dadurch dem Tode ausgesetzt hatte. Ich glaubte zu hören: Ganz recht, wenn du untergehst; ich habe dich gewarnt! Mi einer Gebärde, die sie in Erstaunen setzte, gab ich zu verstehen: Schön, schön! Ich sterbe. Glende, und du wirst bei dem anderen bleiben!

Was aber mit der leeren Schweinsblase geschehen sollte, blieb mir unbegreiflich.

Uner solchen Gedanken erreichten wir in schräger Richtung Geisheit, berührten mit den Füßen den Boden der Dobrudscha und machten uns sofort auf den Rückweg, immer schräg zu der Strömung schwimmend.

Jetzt aber wandte sich das Blatt, denn ausgepumpt, wie ich war, zeigte mir zum Greifen nahe der Tod seine fürchterliche Kräfte. Wie traurig, wie jammervoll ist es doch, sterben zu müssen, wenn man liebt!

Trotz der Klauen der Donau fühlte ich immer noch auf meinen Lippen Kerrantjoulas Raub brennen. diesen Raub, den sie sich so ganz willig hatte rauben lassen. O nein, jetzt wollte ich nicht mehr sterben! Unbändig war mein Verlangen nach neuen solchen Klüften! Wie sich doch das Ufer von Karagah zu entfernen schien! Meine getrüben Augen konnten es kaum noch erkennen.

Blei in den Schenkeln. Blei in den Armen. Mein Körper verlagte selbst beim aus-

stehenden Rückenschwimmen. kaum noch laun ich die verschiedenen Strömungen spüren, die wir durchschwimmen. Immer schneller schlägt mein Herz. Es drückt in meinen Ohren. Und das Ufer von Karagah entfernt sich immer weiter. Ah, Epaminondas! Du wirst meine Kerrantjoulas heiraten. Ich wuschte es! Aber wo ist meine Freundin, damit ich sie noch ein letztesmal schaue?

Das Himmelsgewölbe dreht sich, Schwanz, die Donau scheint bis in die Wolken zu steigen. Wie durch einen zarten Schleier sehe ich Epaminondas halb aus dem Wasser ragen.

Doch da fühle ich mich von Kerrantjoulas Armen gehalten und dann, was ist denn das? Die Schweinsblase, aufgeblasen, eine dicke, voll aufgeblasene Schweinsblase unter dem Leib hebt mich in die Höhe!

Ah, Welche Erleichterung! Welches Glücksgefühl! Ja ich bin gerettet, sie hat mich gerettet. Jetzt verstehe ich erst ihre Grimassen und den Zweck der Schweinsblase. Wie aber hatte sie sie aufgeblasen? Und warum schiebt Epaminondas davon?

„Wenn du Boden unter den Füßen hast, zerdrück sie im Wasser, damit er nicht merkt, daß wir gemogelt haben!“

Mit diesen Worten schwimmt auch Kerrantjoulas davon. Gerade in diesem Augen-

blick hören wir Epaminondas einer ihm entgegenkommenden Barke zuschreien:

„He! Baroadji! Schiffer! ... Ein Name, rad ertrinkt dort! Nach! schnell, reite ihn!“

Wie der drollige Delphin sich mit seinen kindlichen Spielen vor den Schiffen, die in den Hafen einlaufen, vergnügt, so begann Kerrantjoulas zu jubelieren im Triumph über den Tod, als sie Epaminondas Hilferufe vernahm.

Die Hände zumutenschlagend, „trat sie Wasser“, häumte sich auf, ahnte den Sprung des großen Fisches nach, überstülpte sich, tauchte, bis sie außer Atem war, und heulte und pfliff wie eine Sirene

Ausgerührt und unstillig vor Freude, zerdrückte ich die Schweinsblase, schwang mich ans Ufer und von der Böschung herab drehte ich dem Baroadji, der mich hatte retten wollen, eine lange Nase.

Jetzt war es Epaminondas, der nicht begriff. Wie trennten uns wieder als Kavalen, indes unsere Freundin in ihre Kleider schlüpfte und hüpfend und stingend davonlief:

Kerrantjoulas foundo!

Kerrantjoulas foundo!

(Aus: „Kerrantjoulas“, Roman von Bauait Istrati. Verlag Gebrüder Enoch, Hamburg. Entnommen mit besonderer Erlaubnis des Verlegers. — Nachdruck verboten.)

### Und haben . . .

Und haben sich öffentliche Blätter gemacht, die sprechen von allem, was nicht ist und was nicht gewesen ist. Aber was gerecht ist, das reden sie nicht, und was not tut, das sagen sie nicht. Nach Gewicht steht da das Talent zu Kauf, und talentlos und gewissenlos ist bei ihnen ein und dasselbe geworden, darum sind sie mit Grund gering geachtet. Sie vernichten das Denken, das höchste Gut des Menschen, und sie machen stumpfsinnig anstatt zu belehren. Und rühmen sich dessen mit Heuchellügen. Und nennen ihr Geldgeschäft eine Geisteswohlthat für das Volk. Sie haben einen feinen Teppich über den Damm gebreitet und sehen wohl zu, daß nichts durchdringe. Das Schlagwort ist ihre Angriffswaffe, und die Phrasen sind ihr tägliches Brot. Die Phrase aber ist der Betrug mit Worten, und das Schlagworterium der Mißbrauch gerechter Worte.

Seopold Jacoby.

### Aus dem Tagebuch eines Vagabunden.

Heute hast du noch dein Brot und dein Bett, heute zählst du noch zu den „nützlichen Gliedern der Gesellschaft“, aber wer weiß — vielleicht morgen schon oder übermorgen, jedenfalls wenn es der Willkür einer kleinen Gruppe oder gar eines einzelnen gefällt, genügt ein Fingerwink, ein einziger Federzug, ein leiser Druck auf den Knopf einer elektrischen Glocke, und du bist heimatlos wie ich, verlassen wie ich und verachtet wie ich.

Ich kenne das, Bruder, viele fand ich, die waren einst wie du und sind heute wie ich. Also will ich dir sagen, wie ich die Landstraße fand, die Landstraße, auf der ich schon so lange lebe und die allzu oft unrecht verkannt wird.

Ich lebe mit ihr wie in einer glücklichen Ehe. Das kann nicht jeder immer von seiner Angetrauten sagen. Immer bleibt sie sich gleich, die Landstraße, sie fragt nicht erst lange wohin — woher?, gibt nichts auf Rang und Würden, jeden nimmt sie willig auf — aber keinem schenkt sie auch nur einen Kilometer. Und wenn ich in der Schenke sitze oder im Schatten eines Baumes, in wunderbarer Stille, die rauschenden Schornsteine der Städte und Fabriken nur von ferne, ganz hinten am Horizont sehend, dann wartet die Straße geduldig, sie wartet auch, wenn aus der einen Stunde zwei werden oder drei. Auf manchen hat sie schon jahrelang gewartet.

Ungeahnte Chancen vermag dir die Landstraße zu geben, Dinge wird sie dir offenbaren, von denen du bisher keine Ahnung hattest. Du kennst nur die Straße zwischen den Mauern deiner Fron, verpestet vom Gestank der Motorwagen, die Straße, in der die Sonne ihre Kraft verliert, die Straße, die widerhallt vom Lärm und Geschrei der täglichen Not, des Hungers, des Elends, der Krankheit, in der Bier und alle Süchte nach unherlaufen, diese Straße, Genosse, die kennst du, aber kennst du auch die Straße, die zwischen Ost und West, Nord und Süd, über Berge und Gebirge, zwischen Staub und Sternen, durch Länder und Kontinente geradenwegs in die Freiheit der Heimat, der Heimat der Herzen, der letzten Heimat, in der alle Menschen gleich sind, führt? Die Straße, auf der Vögel fliegen und Vagabunden von einer herrlichen Ungebundenheit, die Straße, auf der du ganz Du-Selbst sein darfst?

Ich kenne die Straße schon viele Jahre und kann nicht fort von ihr. Ich neide dir, Genosse in den Städten, nicht dein gesichertes Leben, nicht daß du bessere Kleidung trägst, mehr issest und besser als ich, — teneer genug, armer Bruder, mußt du dafür zahlen, doch ich rufe dir zu von meiner freien Straße:

Du dort, ich hier — Verländer wollen wir sein und Kämpfer um gleiche Ziele, gleiche Ideale! Pioniere eines neuen, glücklicheren Lebens! Wohlan, Genosse! Erich Herberthsen.

### O schöne Winterzeit . . .

Wie herrlich ist's, auf den langen schmalen Brettern durch den verschneiten Wald zu laufen, über Abhänge zu gleiten. Wie wunderbar ist's, auf blanken Stahlstufen über die spiegelglatte Eisfläche zu fahren.

Und wie fein ist's, im warmen Zimmer zu sitzen, ein Buch vor sich.

Bälle, Redouten, Kränzchen, Festlichkeiten. Der Fasching ist kurz, man genießt im Eiltempo.

Leise Musiklänge ziehen herüber, hinter den hohen Spiegelscheiben drehen sich Gestalten im wiegenden Schritt des Tanzes.

Eilig weh: die Lust durch die Straßen. Der Schnee ist festgefroren, man hat Mühe, aufrecht zu bleiben, so gläsern ist die Fläche.

So, eine lange Kolonne, die aus vielen dunklen Teilen zu bestehen scheint. In einer Seitengasse einer belebten Straße, vor einem großen Gebäude, stehen Männer, Frauen, junge und alte, ja selbst noch halbwitstige Kinder.

Fast Mitternacht. Was suchen diese Menschen hier? Rouler geduckte Körper, die vor der Kälte durch Aufschlagen der Schuhe auf das Pflaster Schutz suchen, Wärme vorkäuschen.

Schneefausler werden aufgenommen. Morgen früh. Und jetzt stehen die vielen schon da um sicher zu einer Nummer zu kommen, die eine Schneefausel verbürgt. Wer früher kommt, mahlt früher . . .

Arbeitslose, von der Not und den Entbehrungen ausgehöhlte Körper frierend und zähneklappernd stehen sie die Nacht durch, um am Morgen das große Glück, Schnee zu schaufeln, nicht zu verpassen.

Und immer neue Zugvögel kommen, immer mehr werden es der Januergestalten. Zweihundert Schneefausler werden gebraucht und schon jetzt um Mitternacht sind fast doppelt so viele hier, wie viele wohl noch kommen werden, denen Enttäuschung harret?

Autos flitzen vorüber, die Passagiere zu den

hellerleuchteten Sälen bringen. Hier warten hunderte Menschen in Frost und Eis und Schnee in zerhackten Kleidern, in dröhlernten Schuhen, mit leerem Magen auf den Verheißungs-

vollen Morgen, der für ein paar Stunden Arbeit bringen soll.

D, auch der Winter kann schön sein . . .  
H. Bruckner (Wien).

# Meine Ehe.

## Aus dem gegenwärtigen russischen Leben.

Von J. Lomalin.

Ich ärgerte mich über meine Frau deswegen, weil das Essen angebrannt war und es scheint, daß ich sie Gans oder auch Dumm nannte, aber ich erinnere mich nicht mehr. Unbedingt hat ein Mann, der für die Ernährung der Familie sorgt, das Recht, sich zeitweilig über die eigene Familie zu ärgern. Aber meine Frau wurde wütend. Sie behauptete, in der heutigen Zeit dürfte nichts Ähnliches vorkommen.

Das machte mich noch wütender.

Was heißt das, in der heutigen Zeit? Eine Frau bleibt für immer ein niedrigeres Wesen. Ich weiß selbst nicht, weshalb ich so sprach. Aber die Antwort fiel nicht nach meinem Geschmack aus.

„Na warte!“ drohte sie.

„Ich warte, ich warte, mein Ländchen“, antwortete ich und begab mich in den Dienst.

Nach meiner Rückkehr ins Haus fand ich weder das Mittagessen noch die Frau. Man kann sich die rasende Wut eines hungernden armen Schluders leicht vorstellen. Eine halbe Stunde lang trommelte ich mit den Fingern auf den leeren Tisch, bis ich schließlich eine Tasse zerbrach, die ich meiner Frau zum Geburtstag geschenkt hatte.

Endlich kehrt sie mit vom Frost geröteten Wangen zurück.

„Weshalb beißt du dich so,“ fragte ich ironisch, „du könntest ruhig noch ein wenig spazieren gehen.“

„Ich werde abends noch ein wenig spazieren gehen.“

„Wann?“ Die Untertasse teilte das Los der Tasse.

„Ich arbeite acht Stunden und du . . .“

„Ich bitte, nicht so zu schreien,“ sagte sie. „Du bist nicht mehr mein Mann.“

Und mit völliger Ruhe handigte sie mir ein Papier aus, das unsere Scheidung bestätigte.

„Ich komme nur, um meinen Korb zu holen,“ sagte sie, „denn ich ziehe in das benachbarte Zimmer.“

Ich tat, was an meiner Stelle die Mehrzahl der Männer tun würde: ich ging hin, und betrank mich.

Dann begab ich mich in ihr Zimmer.

„Wann wird endlich das Mittagessen da sein?“

„Ich bitte, auf der Stelle mein Zimmer zu verlassen!“

Aber ich wollte nicht fort. Es schien mir, als spreche ich ruhig, so wie ein Mann zu seiner Frau spricht, mit der er seit zehn Jahren in einem Zimmer wohnt. Inzwischen rief sie den Portier, die Miliz und den Hausdiener und ließ mich hinauswerfen, ja sogar verhaften.

Und was tat ich denn Böses? Ich zerriß ein ganz klein wenig die Bluse meiner Frau und stieß den Milizbeamten, weil ich der Ansicht war, daß sich die Behörde in meine Familienangelegenheit nicht einzumischen hat.

Ich saß zwei Wochen im Arrest. Während ich in der Zelle saß, dachte ich darüber nach, daß ich meine Frau dennoch liebe und ich ihr das sagen werde, wenn sie mich herauslassen. Statt dessen aber sagte ich:

„Katja, laß es mit diesen Dummheiten ge-

nung sein. Du hast mich beleidigt, aber ich verzeihe dir. Du kommst wieder in mein Zimmer ziehen.“

„Ich sagte Ihnen schon tausendmal, daß sie nicht mehr mein Mann sind!“ entgegnete sie.

„Wie denn? Zehn Jahre lebten wir zusammen und jetzt soll dies alles plötzlich zu Ende sein?“

„Ja.“

„Nun gut, sager dich zum Teufel!“ In der Tiefe der Seele glaubte ich aber, daß sie mich noch liebe!

Eines Abends hörte ich im Zimmer hinter der Wand die Stimme eines Mannes, der lachte und Tee trank.

„Was soll das heißen?“ dachte ich und klopfte an die Tür.

„Ich habe keine Zeit,“ entgegnete sie, „ich bin beschäftigt!“

Ich klopfte lauter. Wütend trat sie heraus.

„Ich bitte, diesen Herrn aus dem Zimmer zu entfernen.“

„Und ich bitte Sie, eine fremde Frau nicht zu belästigen, sofern Sie nicht ins Gefängnis wandern wollen.“

Die Tür schloß sich krachend.

„Fremde Frau?“ . . .

Aber sie muß mich doch noch lieben! Ich konnte sie schon zehn Jahre, ich weiß, daß sie eigensinnig ist.

Am nächsten Morgen beschloß ich, es mit

Freundlichkeit zu versuchen. Die Frauen lieben das. Ich sagte also:

„Katharina Piotrowna, gestatten Sie, mit Ihnen einige Abende gemeinsam zu verleben. Es ist so einsam allein. Vielleicht könnten wir gemeinsam lesen?“

Vor zehn Jahren hatten ihr solche Worte gefallen. Jetzt nicht. Sie gähnte:

„Dieses Lesen von Versen ist schon eine altmodische Geschichte. Aber, wenn Sie sich anständig benehmen werden . . .“

Keuherst gern hätte ich sie verprügelt, aber statt dessen ging ich abends zu ihr und deklamierete ihr, wie ein Ibiot, Verse vor.

Aber auch das fand keine Anerkennung: „So'n Quatsch! Liebe sieht in Wirklichkeit ganz anders aus. Gehen Sie lieber schlafen.“

Natürlich, wenn dieser Kretin Simlow kommt und ihr vom Vorteil der Konjunktur eine erzählt, lächelt sie süß und spricht:

„Ach, wie interessant das ist. Kommen Sie recht bald wieder.“

„Katja,“ jage ich ihr schließlich, so geht es nicht weiter.“

„Weshalb? Jetzt beginnt es gerade interessant zu werden.“

„Ich bin so einsam, Katja,“ begann ich. Und ich weiß nicht, wie es kam, aber ich gelangte zu demselben Resultat, das ich vor zehn Jahren in die Frage leitete:

„Möchtest du nicht mit mir den dornigen Lebensweg teilen?“

Sie wurde ernst. Denn eine Ehe ist trotz allem eine ernste Angelegenheit.

„Gut!“ sagte sie, „ich bin einverstanden. Aber ich fordere von dir als Frau dieselbe Freundlichkeit, die du mir als der Fremden bewiehest.“

Und, beim Teufel, ich behandle sie wie eine Fremde. Ich klopfte an die Tür, wenn sie Gäste hat und begimme mich daran zu gewöhnen, daß eine Frau vom alten Typ heute absurd ist.

## Die beiden Geizhälse!

Ein Geizhals aus Kusa hatte gehört, daß es in Bassora noch einen größeren Geizhals gäbe, bei dem er in die Schule gehen könnte. Er begab sich dahin und stellte sich selbst vor als einen Anfänger in der Kunst, geizig zu sein, der von einem großen Meister lernen wolle. „Willkommen“, sprach der Geizhals von Bassora, „wir wollen sogleich auf den Markt gehen, um einzulaufen.“

Sie gingen zum Bäcker: „Hast du gutes Brot?“

„Zu dienen, meine Herren, frisch und weich wie Butter.“

„Du hörst?“ sprach der Mann aus Bassora zu dem aus Kusa, „daß Butter besser ist als Brot, wir werden also besser tun, uns mit Butter zu behelfen.“

Sie gingen zum Krämer und fragten, ob er gute Butter habe.

„Zu dienen, Butter frisch und schmackhaft wie das köstlichste Olivenöl.“

„Du hörst,“ sprach der Wirt zu seinem Gast, die beste Butter wird mit dem Del verglichen, das demnach um vieles vorzüglicher sein muß.“

Nun gingen sie zum Selverkäufer: „Hast du gutes Del?“

„Vom besten, klar und hell wie Wasser.“

„Ei, ei,“ sagte der Geizhals von Bassora zu dem von Kusa, „so ist also Wasser die beste Kost. Ich habe zu Hause eine ganze Kufe voll, womit ich dich herrlich bewirten will!“ Und wirklich setzte er seinem Gast nichts als Wasser vor, weil es besser als Del, Del besser als Butter, Butter besser als Brot sei.

„Gottlob“, sagte der Geizhals aus Kusa, „ich

habe meine Reise nicht umsonst gemacht, sondern etwas Nützliches gelernt.“

## Gesundheitsregeln.

Gesundheit an Körper und Geist ist das höchste Gut. Tue alles, was dieses kostbare Gut erhält und vermehrt, vermeide alles, was es schädigt oder mindert. Sei vernünftig!

Reinlichste Sauberkeit sei oberstes Gesetz der Gesunderhaltung. Spare nicht an Wasser und Seife! Wasche nicht nur die unbedeckten Teile des Körpers! Vor jedem Essen die Hände waschen! Keine schmutzigen Fingernägel! Halte auch deine Wohnung sauber! Vermeide unnütze Staubfänger. Laß Luft und Sonne herein! Schlafe, wenn möglich, bei offenem Fenster!

Mache deinen Körper kräftiger und widerstandsfähiger durch vernünftigemäß betriebene Körperübungen! Zimmergymnastik ungefähr je fünf Minuten morgens und abends. Nimm teil an den Übungen sachgemäß geleiteter Organisationen, die das Ziel der Körperkräftigung erstreben. Wandern, Spiele, Turnen, Rudern, Baden, Schwimmen sind unvergleichlich! Gesundheitspendler.

Pflege die Zähne von frühester Jugend an! Kauter, achte auf das Gebiß eurer Kinder! Mundspülen, Zähneputzen abends und morgens, ja womöglich nach jeder Mahlzeit!

Gut gefaut, ist halb verdaut! Eine vernünftigemäß Ernährung ist die Grundlage unseres Lebens und unserer Gesundheit. Recht viel Obst, Gemüse und Früchte! Salate, rohe

Mohrrüben, Tomaten, Süßfrüchte und andere roh genießbare Nahrungsmittel, die lebenswichtige Ergänzungsstoffe (Vitamine) enthalten.

Hüte dich vor Geschlechtskrankheiten! Sie sind bei vernünftigem Handeln zu vermeiden. Laß dich warnen und belehren! Nur frühzeitige und sorgfame ärztliche Behandlung kann Heilung bringen und vor schwerem Siechtum bewahren. Wer als Geschlechtskranker einen anderen in Ansteckungsgefahr bringt, macht sich strafbar.

Denkt daran, daß die Tuberkulose eine ansteckende Krankheit ist! Ansteckungsquelle ist vornehmlich der hustende Lungentranke (Tuberkelbazillen). Niemand anhusten! Nicht auf den Boden spucken! Auswurf unschädlich machen! Enge Wohnung, Unsauberkeit, Unterernährung, Körperschwäche, begünstigen die Erkrankung. Besonders sind die kleinen Kinder. Manche hustenden alten Leute sind, ohne es zu wissen, ansteckend tuberkulös. Fragt die Tuberkulose-Fürsorgestellten um Rat!

Gestatte deinen Tageslauf gesundheitsgemäß! Acht Stunden Arbeit, acht Stunden Schlaf für Erwachsene (für Kinder mehr) und acht Stunden ruhiger Erholung sind durchschnittlich das richtige Maß. Nicht die Nacht zum Tage machen!

### „Kaktenzucht leicht gemacht.“

Wenn früher jemand an den bizarren, fremdartigen Pflanzen, die unter den Namen Kakteen zusammengefaßt werden, Freude hatte, kam er leicht in den Ruf eines Sonderlings. Seit einigen Jahren denkt man darüber anders und die Zahl derjenigen, welche diese seltsamen Pflanzen trotz ihrer Stacheln und eben wegen ihrer grotesken Formen lieb gewinnen, wird immer größer. Um Kakteen verständlich zu pflegen, dazu gehören gewisse Kenntnisse sowohl beim Einkauf wie bei ihrer Züchtung. Kakteenfreunde werden es daher mit Freude begrüßen, daß im Verlage der Franck'schen Verlagsbuchhandlung, Stuttgart ein Büchlein erschienen ist („Kaktenzucht leicht gemacht“). Grundsätze neuzeitlicher Kakteen- und Sukkulantenpflege von Dipl. Landwirt W. v. Koeder, Preis kartoniert Mark 3.50, das alle auf die Züchtung und Pflege dieser Pflanzen notwendigen Ratsschläge enthält. Der Kakteenliebhaber erfährt hier, was er über die Heimat und Lebensbedingungen dieser Gebilde wissen soll, auch über das Gießen, die Düngung, Winterpflege und die Bewässerung wird ihm alles Nötige mitgeteilt. An der Hand dieses Büchleins werden die Kakteenfreunde in der Lage sein, diese ihre Pflanzenliebhaber nicht nur gesund zu erhalten, sondern auch für ihre Aufzucht zu sorgen, denn der Verfasser, der ein erfahrener Fachmann und ein bekannter Kakteenzüchter ist, gibt ihnen Auskunft über alles Wissenswerte.

### Was mancher nicht weiß.

Die Wiege der Menschheit soll nach der Ansicht des amerikanischen Forschers Osborn aus entwicklungsgeschichtlichen Gründen nicht in besonders fruchtbaren Ländern zu suchen sein, sondern dort, wo die Lebensbedingungen schwierig und der Kampf ums Dasein groß war. In Betracht kommen besonders die Mongolei oder Tibet, beides Gebiete, in denen nach Urmenschen noch wenig geforscht werden konnte.

Die Bederu von Libanon, von denen es noch 397 Bäume gibt, befinden sich in fast 2000

Meter Höhe. Unter ihnen sind sieben sehr alte Exemplare, deren Alter auf 6000 Jahre geschätzt wird.

Zur Kolonialzeit gab es Frijuren, bei denen basenartige Wasserbehälter in das Haar hineingearbeitet waren, um die aufgesteckten Blumen für die Dauer des Tages frisch zu erhalten.

Von den Gedichten Heines gibt es über 3000 Kompositionen.

Von den Säugetieren erreicht der Esel 106 Jahre, das Pferd 40 bis 60 Jahre, Rind 20 bis 25 Jahre, Schaf 20 Jahre, Hund 28, Katze 22, Elefant und Walfisch 200 Jahre.

Mit der Ultravaage kann man ohne Schwierigkeit einen Gegenstand von etwa 30 Gramm Gewicht auf ein Zehnmillionstel Gramm abwägen.

Die ägyptischen Schöpfräder haben sich durch einige Jahrtausende hindurch in ihrer Form erhalten. Man hat sie auf 4000 Jahre alten Sarginschriften und Hieroglyphen gefunden, in derselben unveränderten Form wie heute.

Rammbäume werden über 5000 Jahre alt.

## — Kleriel. —

**Zulpen im Winter.** Wenn in der Natur noch Eis und Schnee den Boden decken und alles Leben unter der Erde noch schläft, erschließen im warmen Zimmer und Treibhaus schon die Zulpen ihre farbschönen Blüten. Unsere Vorbäter nannten sie Tulipanen, in der Meinung, daß dieses Wort die türkische Bezeichnung der Tulpe sei, die aus der Türkei zu uns kam. Dies ist jedoch, wie die Forschung festgestellt hat, nie der Fall gewesen, da in der türkischen Sprache die Zulpen „lale“ heißen. Dagegen bezeichnet man in der Türkei das Stüd Nesseltuch, mit dem die Türken früher ihren Fes umbanden, mit dem persischen Wort „Tulpend“, woraus im Laufe der Zeit und durch die Europäer veräimmelt, das Wort „Turban“ entstand. Erst aus der Bezeichnung Turban ging dann schließlich das Wort Tulpe hervor. Wahrscheinlich erfolgte die Uebertragung dieser Benennung auf die ursprünglich rote Blüte deshalb, weil sie in Gestalt und Farbe an den einstigen tuchumwundenen Fes erinnert. Jedensfalls aber gab es nicht die Türken, sondern nur die Europäer der Blüte die Bezeichnung der orientalischen Kopfsbedeckung.

**Sprachensabel Amerika.** Nach dem neuesten Zeitungskatalog einer bekannten Annoncenexpedition in Philadelphia gibt es in den Vereinigten Staaten 20.636 Zeitungen, darunter 2272 Tages- und 11.151 Wochenblätter. 78 Tageszeitungen haben an Sonntagen reiche illustrierte Beilagen. Unter den 1083 fremdsprachigen Blättern gibt es 165 spanische, 182 deutsche, 124 italienische, 6 arabische, 4 albanische, 22 in der Philippinensprache, 42 jiddische, je ein bulgarische, estländische, assyrische und lettische, 16 holländische, 78 tschechoslowakische, 45 französische, 19 portugiesische, 43 norwegische und dänische, 10 armenische, 2 belgisch-flämische, 26 japanische Zeitungen, außerdem gibt es noch 763 geistliche Blätter.

**Wollen Sie wissen, wie alt Sie werden?** Ein sehr einfaches Mittel, um herauszubekommen, in welchem Jahre seines Lebens jemand sterben wird, empfiehlt Sir S. Rolleston in

der englischen Zeitschrift „Opinion“. Man hat nichts weiter zu tun, als das Alter zusammenzuzählen, in dem Vater und Mutter und die vier Großeltern des Betreffenden gestorben sind. Die auf diese Weise erhaltene Zahl wird dann durch sechs geteilt, und man weiß, in welchem Jahre seines Lebens man darauf gefaßt sein muß, von dieser Welt Abschied zu nehmen. Rolleston ist immerhin vorsichtig genug, hinzuzufügen, daß diese Methode nicht ganz unfehlbar ist ....

## — Seiters. —

**Peinlicher Irrtum.** Die kurzsichtige alte Dame hatte schon längere Zeit im Antiquariatenladen herumgesehen, ohne das Rechte gefunden zu haben. Plötzlich stieß sie einen entzückten Ruf aus: „Ah! Was kostet die wunderbare chinesische Teufelsfrage dort drüben?“ Der Verkäufer sah nach der Ecke, nach der die Dame zeigte, und erwiderte bedauernd: „Verzeihung, das ist unser Chef!“

**Die ehrlichen Kinder.** „Gestern fanden Nag und ich eine Brieftasche mit 100 Mark!“ — „Hoffentlich seid ihr ehrlich gewesen?“ — „Natürlich! Jeder hat die Hälfte gekriegt!“

**Russische Karriere.** In meiner frühesten Kindheit hing mir der Himmel voller Geigen. Später hörte ich oft den Drumbach meines Vaters und wurde nach Noten verprügelt. Nach beschloffenem Studium fiel ich mit Pauken und Trompeten durch, mein väterliches Erbteil ging flöten, ich wurde Sänger und man piff mich aus, so daß ich oft das Gefühl hatte, es dröhnten die Posaunen von Jericho mir in den Ohren. Jetzt pfeife ich auf den letzten Loch und vertreibe als Leierkastenmann meinen Mitmenschen die Grinsen. Und da versucht man, mir die musikalische Befähigung abzuspargeln.

**Braver Mann.** In der „Wertinger Zeitung“ liest man folgende „Warnung“: Ich werde jeden, der die unwahren Aussagen behauptet, daß meine Schwiegermutter die Maul- und Klauenseuche eingeschleppt hat, gerichtlich belangen. Ambros Kapeller, Niedersend.

**Farbe.** „Es ist ein Skandal, daß ich in Ihrem Laden mit meinem Anzug mit Delfarbe verborben habe.“ — „Aber mein Herr, haben Sie denn das Plakat „frisch gestrichen“ übersehen?“ — „Ich bin mißtrauisch, denn wie oft habe ich bei Ihnen die Aufschriften „frische Eier“, „frische Gurken“ gelesen, und es waren doch nur leere Versprechungen.“

**Trost.** Eine Frau starb im ersten Wochenbett. Der unglückliche Mann, von dem die ganze Stadt wußte, daß ihm die Frau Hörner aufgesetzt hatte, klagte und weinte heftig. „Eines muß Sie trösten“, sagte Saphier, „Sie sind an ihrem Tode nicht schuld!“

**Rachbarn.** Manche Leute sind nie zufrieden. Alle Nachbarn beschwerten sich, daß unser Säugling nachts immer so schreit. Infolgedessen singt ihn meine Frau jetzt Wiegenlieder. Da haben sie wieder an die Wand geklopft und gefagt: „Lassen Sie ihn schreien!“

**Reite Anfsichten.** „Können Sie mich in das beste Hotel hier am Ort führen?“ fragte ein Fremder einen Mann auf der Straße. — „Ich kann schon, aber ich möchte nicht.“ sagte der Angesprochene. — „Warum nicht?“ — „Weil Sie denken werden, ich sei ein Lügner, wenn Sie es gesehen haben.“

**Schwedischer Humor.** Die alte Frau steht am Küchenfenster, als ein Lumpenjammler auf den Hof kommt. „Haben Sie alte Knochen?“ ruft er hinauf. — „Ja“, antwortet die Frau, „alte Knochen habe ich schon, aber die brauche ich vorläufig noch selber.“